**Leopold Ranke als historischer Archäologe**

*Ein nicht beachteter Aufsatz Leopold Rankes aus dem Jahre 1830 – Einführung, Abdruck und Übersetzung*

1. Einleitung. – 2. Ranke als Extraordinarius in Berlin. – 3. Implizite und explizite Kritik an Rankes Historiographie. – 4. Rankes Beitrag zum „Bulletino dell'Instituto di Corrispondenza Archeologica". – 5. Text und Übersetzung.

1.

Der hier wiedergegebene Aufsatz von Leopold Ranke aus dem Jahr 1830 über den Triumphbogen des Claudius ist – soweit ermittelbar[1] – heutzutage nicht bekannt, und es ist sogar durchaus zweifelhaft, ob er den Zeitgenossen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, geläufig war. Der Text erschien beinahe anonym, jedenfalls nur mit einem „R." gezeichnet, und auch in Repliken und weiteren Einlassungen war stets nur vom „Autor" die Rede; Rankes Name wurde nicht genannt, auch von seinem Freund und damaligem Förderer Eduard Gerhard nicht. In seiner zehn Jahre später erschienenen „Beschreibung der Stadt Rom" kommt Gerhard auf den Bogen des Claudius zu sprechen, er nennt aber selbst zum Thema der unterirdischen Reste, die Ranke in dem Aufsatz behandelte, nur die alte Literatur und lässt Rankes Beitrag außen vor. Ranke selbst kam ebenfalls nicht auf den Aufsatz und seine Geschichte zurück; der Text erscheint vor allem der Ausdruck einer Notlage, und als sie beseitigt war, bezeichnete er nur noch einen Seitenweg der Karriere Rankes.

Ranke also war einer der Beiträger der Zeitschrift des Instituts für archäologische Korrespondenz, der Vorgängergesellschaft des Deutschen Archäologischen Instituts. In einem Festvortrag zu 150-Jahr-Feier wird Rankes zwar mit Stolz gedacht – „Der große Meister der deutschen Geschichtswissenschaft, Leopold von Ranke, der selbst zum Gründerkreis des ‚Instituto di corrispondenza archeologica' gehörte […]" –, sein Aufsatz ist aber auch hier, wie schon wenige Jahre nach seinem Erscheinen, vergessen.[2] Ein Text des ‚großen Meisters der

[1] Keine Erwähnung in: Hans F. Helmolt, Ranke-Bibliographie, Leipzig 1910; und in: Alfred Dove, Leopold von Ranke [Artikel], in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 27, Leipzig 1888, S. 242-269; Eugen Guglia, Leopold von Rankes Leben und Werke, Leipzig 1893; in weiteren älteren und den neueren Veröffentlichungen hat sich kein Eintrag oder Hinweis finden lassen. In der „Weltgeschichte" finden sich die Taten des Claudius erwähnt, nicht aber der Triumphbogen (Leopold von Ranke, Weltgeschichte, Bd. 2, Teil I, 3. Kap. „Die Claudier-Cäsaren Cajus, Claudius, Nero, 3. Aufl. Leipzig 1910, S. 46-68, und weitere Stellen). In der „Geschichte der Päpste" geht Ranke auf die Bauten Urbans VIII. ein, es findet sich aber keine Erwähnung der Ausgrabungen auf der Via Flaminia. Geradezu berühmt ist Rankes Klage über den Verlust des Tagebuchs des Gigli; aber auch diese Gelegenheit lässt Ranke verstreichen, ohne auf seinen früheren Hinweis auf diese Quelle einzugehen; vgl. Ranke, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, ND der Ausgabe von 1874, Frankfurt am Main 1986 (Achtes Buch: Die Päpste um die Mitte des 17. Jahrhunderts, Bauwerke der Päpste), S. 188 Anm. 2. – Zur Biographie vgl. neuerdings: Ulrich Muhlack, Leopold von Ranke (1795-1886), in: Klassiker der Geschichtswissenschaft, hrsg. v. Lutz Raphael, Bd. 1: Von Gibbon bis Marc Bloch, München 2006, S. 38-63; zum Zusammenhang neuerdings: John Edward Toews, Becoming Historical. Cultural Reformation and Public Memory in Early Nineteenth-Century Berlin, Cambridge/New York 2004.

[2] Adam Wandruszka, Das Erbe des Klassizismus, in: 150-Jahr-Feier Deutsches Archäologisches Institut Rom, Ansprachen und Vorträge 4.-7.Dezember 1979, Mainz 1982, S. 18-26, hier S. 18. – Zum

deutschen Geschichtswissenschaft' also – nicht beachtet; zwar veröffentlicht, aber, wie man wohl sagen muss, ‚unbekannt'?
Sieht man näher hin, so war es mit dem ‚Großmeister' damals eben gerade nicht so furchtbar weit her. Denn Ranke, ein gerade mal 35-jähriger Extraordinarius an der Berliner Universität, war dort nicht so enthusiastisch wie erhofft aufgenommen worden. Zudem fühlte er sich durch eine Rezension tief getroffen, die – als Gipfel der Verachtung, den die Nichtachtung darstellen kann – ihm gar nicht ausdrücklich galt, ihn nicht einmal namentlich erwähnte. Sie stammte aus der Feder Heinrich Leos, und weil dieser Leo einige Zeit später noch eine Rezension folgen ließ, die direkt dem Erstlingswerk Rankes galt, wurde diese erste, sozusagen beiläufig vernichtende Besprechung nicht immer beachtet.[3] Positiv mag man daraus ersehen, dass Rankes erstes Werk doch ziemlich eingeschlagen haben muss, sonst hätte Leo nicht so schnell und scharf reagiert – dem jungen außerplanmäßigen Professor Leopold Ranke stand diese tröstliche Perspektive aber kaum zur Verfügung. Er sollte wissenschaftlich erledigt werden, und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, wo er – von Gelegenheitsschriften abgesehen bislang ohne durchschlagendes Ergebnis – auf Kosten des Staates fernab von Berlin in Wien und in Italien weilte und nichts Wirksameres zu seiner Verteidigung unternehmen konnte, als Briefe an Verbindungsleute schreiben, die entweder ohne den nötigen Einfluss waren (wie der junge Philosophiehistoriker Heinrich Ritter), oder denen er aufgrund ihrer höheren Stellung und ihrer sonstigen Verbindungen nicht uneingeschränkt trauen konnte, die jedenfalls strategisch mit ihm redeten und umgingen (wie Karl August Varnhagen von Ense). Die Bereitschaft des neu gegründeten archäologischen Vereins in Rom und namentlich Eduard Gerhards, einen Artikel Rankes in der noch jungen, innovativen Zeitschrift aufzunehmen, kam da gerade recht.

2.
Leopold Ranke, der sich noch als Oberlehrer in Frankfurt an der Oder so viel von seinem Eintritt in die Universität Berlin versprochen hatte, war im Berliner Universitätsalltag nicht auf die herzliche Aufnahme gestoßen, die er sich im eine Tagesreise entfernten Frankfurt versprochen haben mag. Er las allgemeine Weltgeschichte, wie es seines Amtes war,[4] aber der

---

Vorigen: Beschreibung der Stadt Rom, von Ernst Plattner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell und Ludwig Ullrichs, Bd. 3.3: Das Marsfeld, die Tiberinsel, Trastevere und der Janiculus, Stuttgart und Tübingen 1842, S. 91 (mit direktem Bezug auf Rankes Thema): „[Bogen des Claudius] … Als man unter Urban VIII 22 Palm unter der Erde grub, fand man ebenfalls Reste dieses Bogens." Genannt werden die gleichen Autoren, die schon Ranke auswertete, zu der zitierten Stelle Fea, Annotazioni alla memoria su di ritti [sic!; die Stelle in Feas Titel lautet richtig: sui diritti] del principato sugli antichi edifizi publici, Rom 1806, S. 98; vgl. Rankes Anm., die sich ebenfalls auf die separat paginierten „Annotazioni" bezieht.

[3] Gerade Werke, die sich eingehend mit Leos Kritik befassen, haben diese erste Kritik nicht berücksichtigt: z. B. Rainald Stromeyer, Ranke und sein Werk im Spiegel der Kritik, Heidelberg 1950 [Diss. Masch.], bes. S. 28-42. Ausführlich werteten sie zuerst Ernst Simon, Ranke und Hegel (Beihefte der HZ, Bd. 15), München 1928, S. 98-102, und Kurt Mautz, Leo und Ranke, in: DVjS 27, 1953, S. 207-235, hier S. 222-235, aus. – Der Inhalt muss hier nicht über die genannte Literatur hinaus vertieft werden; es verdient aber gegen unser eigenes Wissen um die spätere Entwicklung festgehalten zu werden, dass Ranke damals in Berlin alles andere als unumstritten war und über längere Zeit hinweg (auch) negativ im Gespräch war.

[4] Vgl. Gunter Berg, Leopold von Ranke als akademischer Lehrer. Studien zu seinen Vorlesungen und seinem Geschichtsdenken, Göttingen 1968, zum engeren Zusammenhang bes. S. 23ff. und S. 243

Hörerkreis war überschaubar. Ohnehin waren im Wintersemester 1828/1829 von den insgesamt 1752 Berliner Studenten nur 187 in der Philosophischen Fakultät / Philosophie und Philologie eingeschrieben;[5] Rankes Vorlesungen richteten sich an Hörer aller Fakultäten, um die aber alle öffentlich Vortragenden konkurrierten.[6] Schon am 3. Juni 1825 klagt er gegenüber seinem Bruder Ferdinand über sein geringes Gehalt und die wenigen Hörer. „Mit meinen Collegien geht es nur mittelmäßig. In der ersten Stunde waren 57 zugegen; aufgeschrieben haben sich dreyßig. Ich weiß nicht ob sie aushalten werden", schreibt er nach Quedlinburg. Zunehmend macht sich, zumal im Unterschied zu seinen ersten optimistischen Äußerungen aus Berlin, ein gewisser Pessimismus breit. „Ich fühle mich hier noch nicht so ganz zu Hause. Doch denke ich wird es kommen. Weißt Du auch, daß ich nur einen kleinen Gehalt habe (500 R.[tlr]) mich ziemlich in Schranken halten muß, und z. B. chambre garnie Stube und Kammer wohne?– Dieß bedrückt mich indeß nicht sehr."[7] Ganz ähnlich äußerte er sich am 11. Juli 1825 gegenüber seinem anderen Bruder Heinrich über sein Publikum („etwas wetterwendisch und flüchtig") und seine „Stube und Kammer", in denen er „ungefähr so wie ein Student" lebe.[8] Noch am 5. Mai 1827 blickt Ranke auf leere Bänke und er hat auch wenig Hoffnung, dass sich das bessern könnte.[9]

Ranke hatte nun zwar die ersehnte Bibliothek in fußläufiger Entfernung, die er als Professor auch benutzen durfte,[10] ihm fehlte aber der kollegiale Zusammenhang, den er am Frankfurter Gymnasium genossen hatte. Hier ist insbesondere der Philologe und Romanist Ferdinand Heydler zu nennen, dessen Briefe an Ranke beinahe überreich mit freundschaftlich-verschwörerischen, verrätselten und intellektuellen Anspielungen durchzogen sind. Gleichzeitig lässt Heydler seinen Freund und Kollegen Ranke auch aus der Ferne spüren, wie wichtig ihm die Auseinandersetzung mit und die Anerkennung durch Ranke sind.[11] Das gibt einen Begriff davon, was Ranke meinte, als er in der oft zitierten Stelle die „völlige Isolierung

---

(Aufstellung der Vorlesungen in den ersten Jahren); Leopold von Ranke, Vorlesungseinleitungen (Aus Werk und Nachlaß, Bd. IV), hrsg. v. Volker Dotterweich und Walther Peter Fuchs, München 1975, Verzeichnis der Vorlesungen S. 29-32; und weiterhin: Ernst Schulin, Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke, Göttingen 1958.

[5] Anzeigenblatt zu den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1829, S. 6.

[6] Vgl. seinen Brief vom 12. Mai 1825 an Heinrich Ranke, in: Leopold von Ranke, Das Briefwerk, hrsg. v. Walther Peter Fuchs, Hamburg 1949, S. 82f.

[7] Ranke an Ferdinand am 3. Juni 1825, in: Leopold von Ranke, Neue Briefe, gesammelt u. bearbeitet von Bernhard Hoeft, hrsg. v. Hans Herzfeld, Hamburg 1949, S. 67f., hier zitiert nach der Abschrift durch Bernhard Hoeft, die er zur Grundlage seiner geplanten, dann nach dem Krieg von Herzfeld herausgegeben Ausgabe machte: GStA PK Nachlass Hoeft 7 [ohne vereinheitlichende Paginierung]. – Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bereitet eine kritische Ausgabe der Ranke-Briefe aus dieser Zeit vor; die Belege aus den Briefen werden hier daher auf wenige charakteristische und eng auf unsere Fragestellung bezogene Stellen beschränkt.

[8] Ranke an Heinrich am 11. Juli 1825, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 87 und 86.

[9] „Künftige Woche beginne ich meine Collegia wieder. Aber leider, leider! es ist wenig Aussicht, daß sie jemals wie die Jensischen des Luden werden. Meine Meldezettel sind nicht eben überfüllt." – An Heinrich am 5. Mai 1827, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 107.

[10] Vgl. Friedrich Wilken, Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Berlin 1828, S. 161ff. und die Beilage VI („Reglement", Benutzungsordnung), S. 208-217, bes. S. 211f. („IX. Das Recht, Bücher aus der Königlichen Bibliothek unter obigen Beschränkungen in ihre Wohnung innerhalb der Stadt Berlin und ihres Polizei-Bezirks zu entleihen, steht zu: […] 6) Den ordentlichen und außerordentlichen Professoren der hiesigen Königl. Universität."

[11] Die wichtigsten Briefe datieren: 29.01.1826, 27.03.1826, 22.10.1826, 25.12.1826 und 10.02.1827.

hiesiger [d. i. Berliner] Lehrer“ beklagte, oder seine wehmütigen Worte unmittelbar nach dem Abschied aus Frankfurt.[12]
Dazu kamen die finanziellen Anforderungen seiner Familie; auch die Lieben fern in Wiehe an der Unstrut hatten sich die Lage eines Berliner Universitätsprofessors wohl komfortabler vorgestellt, als es der Realität entsprach. Dabei mussten die jüngeren Brüder Rankes versorgt und während ihrer Studien und Referendariate unterhalten werden. Schon kurz nach Antritt der Stelle in Berlin macht der Vater die Zusammenhänge explizit: „Nun geliebter Sohn ich wünsche Dir nochmals Glük zu der neu angetretenen Professur, die außerordentliche wirst Du gewiss sehr bald mit einer ordentlichen Professur vertauschen. Gott schenke Dir nur ferner eine gute dauerhafte Gesundheit, Deine Zuhörer werden gewiß an der Zahl immer mehr zu nehmen.“[13] Der 1804 geborene Bruder Wilhelm berichtet am 30. August 1825 von seiner lieben Not, bei einem Bekannten Rankes um Unterstützung zu bitten; Ranke und er hatten dabei nach Auskunft des Bruders vor allem den Plan, dem Vater ohne dessen Wissen seine finanzielle Bürde zu erleichtern. „[…] dann gieng ich zu Blank, sprach mit ihm vielerlei über meine Hoffnungen für die juristische Laufbahn, gab ihm zuletzt Deinen Brief und gieng weg. – – Heut war ich wieder bei ihm; er sagte: ich wäre ja der einzige, den mein Vater noch zu ernähren hätte: es würde ja dem nicht schwer fallen, mich die wenige Zeit hindurch zu ernähren: ihnen aber wäre es unlieb, noch dazu in kleinen ratis jene Summe aus der Handlung zu nehmen: [am Rand: der Vater hätte ja Grundstücke, u könnte leicht etwas darauf geliehen bekommen.] übrigens erböte er (Blank) sich, wenn es sehr Noth thäte, mir jährlich 50 [r] zu geben, doch so daß es der Vater wüßte. – Ich glühte vor Scham und Ärger; doch hielt ich mich und antwortete ihm sehr kalt, allerdings könne mich der Vater sehr leicht ernähren, am allerwenigsten käme es auf die Lumpensumme von 50 [r] an, und nur meine Liebe zum Vater hätte mich bewogen, Dich um jenen Brief zu bitten […].“[14] Am 11. Juni 1826 schreibt der Vater in der für ihn typischen Art, die Liebe und Sorge, Mahnung und Lob miteinander verbindet: „Ganz in der Stille genießen wir das seltne von der Vorsehung uns im Alter geschenkte Glük, gute Kinder zu haben, welche uns nur Freude machen. Den Druk des gegenwärtigen Geldmangels und gesunkenen Getreidepreise empfinden wir nothwendig in so weit mit, daß wir diejenigen unsrer Kinder welche noch unsre Unterstützung bedürfen, nur in geringem Maße Hülfe zu leisten vermögen.“[15] Am 22. November desselben Jahres wünscht er seinem Sohn in Berlin fortdauernde Gesundheit und schreibt weiter: „Mögtest Du auch in künftigen Jahre, die Belohnung Deines unermüdeten Fleißes durch eine bessere Anstellung erhalten.“[16] Ganz in diesem Sinne deutet er wenige Monate später auch das Erscheinen des ersten Bandes der „Fürsten und Völker“ als guten Vorboten: „Du lieber Sohn befindest Dich wohl, wie Du uns angezeiget, und kannst Dich Deiner Autorschaft erfreuen. Möge Dir Dein großer Fleiß Dir nach Verdienst belohnt werden!!“[17] Ein gewisser Höhepunkt dieser expliziten und impliziten Forderungen und der dringenden Erwartungen ist erreicht, als Rankes Onkel Friedrich Lehmicke, der Bruder der Mutter, ein offenes Hilfegesuch an den

[12] Isolierung: an Karl von Raumer am 12. Juli 1825, in: Briefwerk, S. 89; Wehmut: an Heinrich Ranke am 12. Mai 1825, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 82f.
[13] Der Vater an Ranke am 4. Juni 1825, GStA PK Nachlass Hoeft 7 (Abschrift).
[14] GStA PK Nachlass Hoeft 7 (Abschrift).
[15] GStA PK Nachlass Hoeft 7 (Abschrift).
[16] GStA PK Nachlass Hoeft 7 (Abschrift).
[17] Der Vater an Ranke am 22. April 1827; GStA PK Nachlass Hoeft 7 (Abschrift).

„liebe[n] gute[n] Nevé“ richtet; ein naher Verwandter mithin, der „nicht mehr weiß wovon ich meinen Kindern Brod verschaffen soll“. [18] – Unnötig, die Beispiele zu vermehren, die Schicksale der Geschwister und die Nöte der Eltern weiter auszubreiten – die Rankes liefern ein vorzügliches Beispiel für eine familiäre Binnenökonomie, die ein dichtes soziales und dezidiert auch finanzielles Netz knüpft. Leopold ist als ältester Sohn eine besondere Stütze dieses Netzes, er muss sozusagen ‚liefern' und sich ein dieser Aufgabe entsprechendes Ansehen und Einkommen erarbeiten – in seinem Fall: herbeischreiben.
Den letzten Auslöser für die Reisepläne Rankes lieferte aber wohl ein wissenschaftsimmanenter Grund. Denn auch die Fürsprache des preußischen Ministeriums des Äußeren langte nicht hin, um Ranke die für seine weiteren Forschungen unabdingbar erscheinenden ungedruckten Quellen zu verschaffen. Alle Bemühungen in diese Richtung liefen ins Leere. Am 6. August 1825 beschied ihn das Ministerium durch „Abschrift zweier von dem K.[öniglichen] Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten ihm zukommenden Berichten, daß weder die gewünschten Dokumente aus der Sammlung des Fürsten Altieri in Rom, noch die in den Bibliotheken zu Bern befindlichen ungedruckten Schweizer Chroniken Ihnen mitgetheilt werden können.“[19] Am 3. September folgten ähnliche Nachrichten aus Paris, insofern „die Verwendung der K. Gesandtschaft in Paris für die Gewährung Ihres Gesuchs um Mittheilung einiger Manuskripte aus der dortigen K. Bibliothek ohne Erfolg gewesen“. Ranke solle sich zur Benutzung der gedachten Manuskripte selbst nach Paris begeben.[20] – Eine Reise, um die Originaldokumente zur europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit persönlich zu durchforschen, wurde für sein weiteres Fortkommen also unabdingbar. Die 1827 schließlich angetretene Auslandsreise wurde länger und länger, großzügig finanzierte und beurlaubte das Ministerium den jungen Historiker von Semester zu Semester bis in das Jahr 1832 hinein.[21] Ranke hatte zu dem Zeitpunkt, als der den ersten Reiseantrag stellte, den „Ersten Band“ seines Erstlingswerks und den „Ersten Band“ der Staatengeschichte des Osmanischen Reiches und Spaniens vorgelegt.[22] Für ihn selbst ergab die zwingende Logik der Forschung ein Sammeln nicht publizierter Quellen im Ausland. Das Ministerium machte da mit, aber wie lange konnte das gut gehen, wenn nicht irgendwann ein Ergebnis all dieser Mühen vorgelegt werden konnte? Stiegen die Erwartungen mit jedem weiteren Monat Archivaufenthalt nicht ins Unwahrscheinliche? Das kaum verhohlene und nur halb wieder zurückgenommene Drängen seines ‚Freundes' Varnhagen von Ense konnte Ranke in Wien und in Italien nicht entgehen. Erst nach und nach baute sich aus der Summe aller seiner Beiträge aus dieser Zeit (Don Carlos, Die serbische Revolution, Die Verschwörung zu Venedig) seine Reputation und schließlich sein Ruhm auf – alles gipfelte schließlich in der „Geschichte der Päpste“, die eine Neukonzeption der „Fürsten und Völker von Süd-Europa“

[18] Friedrich Lehmicke aus Gispersleben an Ranke am 5. Mai 1827; GStA PK Nachlass Hoeft 7 (Abschrift).
[19] GStA PK I. Hauptabteilung Rep. 76 Verf. Litt R/10 Bd. 1, 55 (Entwurf).
[20] GStA PK I. Hauptabteilung Rep. 76 Verf. Litt R/10 Bd. 1, 58 (Entwurf).
[21] Dazu gibt es zahlreiche Korrespondenz; vgl. beispielhaft das Ministerium an Ranke am 18. Oktober 1827, Antwort auf Rankes Anfrage vom 2. Oktober 1827; GStA PK I. Hauptabteilung Rep. 76 Vf Litt R/10, Bd. I, 84. – Vgl. auch Kaspar Risbjerg Eskildsen, Ranke's Archival Turn. Location and Evidence in Modern Historiography, in: Modern Intellectuial History 5 (2008), S. 425-453.
[22] Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Erster Band: Die Osmanen und die Spanische Monarchie, Hamburg 1827.

bedeutete und überhaupt das neue Konzept der rankeschen Historiographie begründete.[23] Lange Zeit freilich schien Ranke im Material zu ertrinken; erst nach und nach formte sich der neue historiographische Ansatz. Varnhagens Mahnungen und Ausstellungen waren also durchaus begründet, was sie nur um so schmerzhafter für ihren Empfänger machte.

3.

Zu dem Drängen der Freunde, den wissenschaftsimmanenten Notwendigkeiten und den universitär-organisatorischen Fluchtgründen kam noch der massive Gegenwind, der Ranke aus Teilen der Zunft und den modernen Nachbarwissenschaften entgegen wehte. Im Februar 1827, Ranke war noch in Berlin, erschien in den von Hegel-Schülern dominierten Halbmonatsschrift „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" eine Rezension von Friedrich Christoph Schlossers „Universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur".

Sie stammt aus der Feder Heinrich Leos. Der Historiker Leo (1799-1878) war, nach einem abgelehnten Ruf nach Dorpat, ebenso wie Ranke seit dem Jahr 1825 Extraordinarius in Berlin, im Gegensatz zu diesem aber unbezahlt.[24] Konnte schon deswegen das Verhältnis, trotz oder gerade wegen der biographischen Gemeinsamkeiten,[25] als gespannt angesehen werden, so kamen im Laufe der Jahre noch mehr Konfliktpunkte dazu. Da gab es zum einen die Bevorzugung Rankes durch die Herausgeber der „Geschichte der europäischen Staaten" Arnold Hermann Ludwig Heeren und Friedrich August Ukert.[26] Bei einigen machte Rankes Erstlingswerk eben einen durchweg positiven Eindruck. Leo war im Jahre 1823 in Italien zu Archivstudien, hatte bei seinen Bemühungen aber im Gegensatz zu dem später reisenden Ranke nur mäßigen Erfolg; er konnte zunächst nur eine erweiterte Fassung seiner Dissertation erscheinen lassen.[27] Freilich war er durch sein mediävistisches Thema von vornherein auf andere Quellen als Ranke verwiesen; ein Sturz von Autoritäten, wie ihn Ranke in der „Kritik" mit Verve unternommen hatte, stand hier gar nicht zur Debatte. Schon das Werk Leos „Die Briefe des Florentinischen Kanzlers und Geschichtsschreibers Niccolo di Bernardo dei Macchiavelli an seine Freunde, aus dem Italienischen übersetzt von Heinrich Leo" (Berlin: Reimer, 1826) war eine offensiv vorgetragene Gegenposition gegen den letzten Teil von Rankes „Kritik". Hinter der Kontroverse stehen zwei durchaus verschiedene Auffassungen Macchiavellis.[28] Zudem hob Leo den italienischen Geschichtsschreiber Guicciardini, den Ranke in seiner „Kritik" nicht ohne beabsichtigten Aplomb von seinem Thron als

---

[23] Vgl. Ulrich Muhlack, Historismus und Katholizismus. Die wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung des Indexverfahrens gegen Rankes Papstgeschichte, in: Rankes „Päpste" auf dem Index. Dogma und Historie im Widerstreit, hrsg. v. Hubert Wolf, Dominik Burkard, Ulrich Muhlack, Paderborn 2003, S. 169-201.

[24] Vgl. Max Lenz, Geschichte der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Bd. 2.1: Ministerium Altenstein, Halle an der Saale 1910, S. 279; zum Allgemeinen: Christoph von Maltzahn, Heinrich Leo (1799-1878), ein politisches Gelehrtenleben zwischen romantischem Konservatismus und Realpolitik, Göttingen 1979.

[25] Vgl. Lenz, Geschichte (wie Anm. 24), S. 277f.

[26] Vgl. Hermann Oncken, Aus Rankes Frühzeit, mit den Briefen an seinen Verleger Friedrich Perthes und anderen unbekannten Stücken seines Briefwechsels, Gotha 1922, S. 28f.

[27] Entwicklung der Verfassung der lombardischen Städte bis zur Ankunft Kaiser Friedrich I. in Italien, Hamburg 1824.

[28] Dazu ausführlich: Mautz, Leo und Ranke (wie Anm. 3).

maßgeblicher Autor gestoßen hatte, wieder auf den Schild, denn dieser sei zusammen mit Macchiavelli „geistreichster Geschichtsschreiber seiner Zeit“.[29]
Auf die genannte Rezension und das in ihr besprochene Werk Schlossers näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, obgleich anzumerken bleibt, dass Leo das Werk eines populären und viel beachteten Spitzenmannes der traditionellen Historie bespricht – er also mit einer weiten Beachtung rechnen konnte. Entscheidend ist für uns, dass der Rezensent gerade hier einen Gegensatz zwischen geistvoller Geschichtsschreibung und der Suche nach der, wie er es nennt, nackten Wahrheit aufzumachen sucht. Nach dem Wegfall der biblischen vier Monarchien als Ordnungsmuster, so Leo, „stehen auch in der historischen Welt zwei Paniere einander entgegen. Die, welche unter dem einen Paniere fechten, erklären, dass sie auf alle Schemata in der Geschichte verzichteten, daß es ihnen um die nackte Wahrheit zu thun sei, daß sie das Uebrige Gott befehlen“ – das ist ein wörtliches Zitat aus Rankes Erstlingswerk[30] – „die Gegner hingegen erklären, die nackte Wahrheit des Geschehenen sei überhaupt keine Wahrheit, sondern Wahrheit sei nur im Geist zu finden, und man müsse also die geistige Bedeutung des Geschehenen nachweisen, oder man sei selbst wahrheits- und geistlos.“ Wenig später glaubt er die erste Auffassung hinlänglich analysiert zu haben, wenn er schreibt: „Die Arbeit der zuerstgestellten besteht nun besonders darin, das Geschehene 1) chronologisch nicht etwas bloß zu ordnen […] – sondern bis ins kleinste Detail zu bestimmen. 2) Dasselbe in Beziehung auf die localen Verhältnisse zu thun, und endlich 3) die Thätigkeit des Menschen unter diesen chronologischen und localen Bestimmungen ihrem äußeren Zusammenhang nach darzustellen; alles Uebrige aber Gott zu befehlen.“[31]
Leo argumentiert im Folgenden aus, theoriegeschichtlich gesprochen: idealistischer Perspektive dafür, dass Geschehenes immer sinnhaft erfasst werden muss, um überhaupt verstanden und weitergegeben werden zu können. Hier würde ihm Ranke nicht widersprechen, dem es in erster Linie um die Abwehr von der Geschichte äußerlichen, heteronomen Schemata und Sinnstrukturierungen, und in dem Zusammenhang, aus dem Leo das griffige Zitat entnahm, um die rhetorische Nachahmung der antiken Historiker (und ihrer erfundenen Reden) zu tun war.[32] Keinesfalls dachte Ranke an eine ‚nicht gedeutete’ Geschichte – ein Begriff, der nicht nur Ranke ganz sinnlos erschienen wäre.[33] Die von Ranke gerade entwickelte Immanenz des Sinnes im Geschehen, oder anders gewendet: die Autonomie der historischen Erkenntnis, die eben gerade ein diese Erkenntnis tragendes Subjekt benötigt, diese Idee Rankes hat Leo nicht gesehen oder sie nicht sehen wollen.

---

[29] Leo, Die Briefe Macchiavellis, S. XVII; vgl. dazu auch Oliver Ramonat, Einleitung, in: Leopold von Ranke, Zur Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535, Neudruck Hildesheim 2010, S. V*-XXVIII*, bes. XI*f. (mit einigen weiteren Literaturangaben).
[30] Leopold Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 28.
[31] Heinrich Leo, Rezension von Friedrich Christoph Schlosser, Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, Frankfurt 1826, in: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Februar und März 1827, col. 345-383, hier col. 347. – Erneut rückt Leo das auffällige Zitat in einen geradezu lächerlichen Zusammenhang objektivistischer Erbsenzählerei.
[32] Dazu zusammenfassend: Ramonat, Einleitung (wie Anm. 29), S. XII*.
[33] Vgl. dazu Johannes Süßmann, Geschichtsschreibung oder Roman?, Stuttgart 2000, S. 212: „Eine solche Darstellung müßte naiv, müßte wie Naturpoesie wirken, weil sie scheinbar nur Material ausbreitete, aber diese Naivität wäre eine künstliche, zweite Naivität, wäre Kunstpoesie, weil sie unendlich viel verborgene Reflexion enthielte.“ Vgl. auch: Otto Vossler, Rankes historisches Problem, in: Ders., Geist und Geschichte (Gesammelte Aufsätze), München 1964, S. 185-214.

Wenige Seiten später legt Leo selber, wie um Rankes Vorbehalte gegen ein der Geschichte äußerliches System zu bestätigen, ein dogmatisches Bekenntnis zur Geschichtsphilosophie Hegels ab: „Die Geschichte ist somit ein geistiges Ganzes und sie ist der Geist der Menschheit selbst – der Proceß des Geistes ist der Proceß der Geschichte und dieser *Proceß* ist die *Wahrheit* und *allein* die Wahrheit.“[34] Der intellektuell nachvollzogene und sich selbst bewusste Prozess der Geschichte ist also, kurz gesagt, die Wahrheit der Geschichte – und das eben, so Leo, im Gegensatz zur ‚nackten Wahrheit'.
Das mag alles in allem nicht so dramatisch erscheinen – allein, Ranke wird hier als Naivling hingestellt, dessen Position im besten Falle eine pure Selbstverständlichkeit ist, am ehesten aber überholt und haltlos erscheinen soll. Dazu kommt die Positionierung der Zeitschrift im Berliner und überhaupt im Geistesleben der Zeit. Der Philologe Boeckh gehörte zu den Redakteuren, ebenso Hegel, Carl Ritter, der Geheime Rat im Kultusministerium Johannes Schulze und Varnhagen von Ense. Zu den Mitarbeitern zählten der Heidelberger Creuzer, Jacob und Wilhelm Grimm, Wilhelm von Humboldt, der Theologe Niethammer und der Philologe Thiersch in München, Friedrich Rückert, U[c]kert, der Herausgeber der Reihe „Geschichte der europäischen Staaten“ in Gotha, um nur die für Rankes Lebenskreis, Karriere und Interessen wichtigsten Herren zu nennen.[35]
Leo setzt im Frühjahr 1828 nach, wenn er sich Rankes „Geschichten“ und die „Kritik“ für eine ausführliche Besprechung vornimmt. Diese Rezension ist nun allerdings ein so häufiger Gegenstand der Untersuchung, dass wir uns hier auf ganz wenige Bemerkungen in unserem engeren Zusammenhang beschränken können. Zunächst lässt Leo das Zitat aus der „Kritik“ (‚das Uebrige Gott befohlen') wieder an entscheidenden Stellen einfließen. Zum ersten geht es um die Gründlichkeit der Forschung, die Ranke – in dem gemeinten Zitat – selber anspreche. Leo fährt unter Hinweis auf von ihm nicht aufgefundene Quellenstellen an dieser Stelle fort: „Sieht man sich aber nun in seinem Werke auch nur zufällig hie und da etwas näher um: so hätte derselbe in recht vielen Fällen sehr wohl gethan, auch die gründliche Erforschung des Einzelnen Gott zu befehlen.“[36] Er verbindet damit, wie in der Erwähnung in den „Jahrbüchern“, den Vorwurf der Geistlosigkeit, denn „[s]olcher kleinen Ungenauigkeiten ist ein Buch voll, welches, da es ohne Geist geschrieben ist, nur durch Genauigkeit etwas zu

---

[34] Leo, Rezension Schlosser, Jahrbücher (wie Anm. 31), col. 355. Am Ende der Rezension, als Leo tatsächlich auch noch auf Schlosser zu sprechen gekommen ist (der im übrigen die Ermittlung der ‚nackten Wahrheit' auch ablehnt; col. 382), kommt er auf Hegels Rechtsphilosophie zurück (col. 383), und für ihn gehört „die betreffende Stelle [Grundlinien der Philosophie des Rechts, §§ 341ff., zu den vier Reichen §§ 354ff.] unter jene Erscheinungen, welche sich dem Ei des Kolumbus vergleichen lassen: ihr Inhalt spricht sich so schlagend und natürlich aus, daß man kaum begreifen kann, wie man irgend einmal diese Grundlage des historischen Wissens hat verkennen können, und gern bekennen wir, dass wir es mit den vier Weltreichen in der Universalhistorie halten.“ – Im Nachhinein ist sichtbar, wie schnell die Zeit dann über solche Konstruktionen hinweggegangen ist; vermittelt und beschleunigt durchaus auch durch Rankes Erstlingswerk.
[35] Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, März 1827, Mitglieder und Mitarbeiter. – Vgl.: Christoph Jamme (Hrsg.), Die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“. Hegels Berliner Gegenakademie, Stuttgart, Bad Cannstatt 1994.
[36] [Heinrich Leo; unter Pseudonym], Rezension von: Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535, von Leopold Ranke. Erster Band, und Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, von Leopold Ranke. Eine Beylage zu desselben Geschichte der romanischen und germanischen Völker [!], in: Ergänzungsblätter zur Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 17, 1828, col. 129-140, hier col. 134.

leisten vermöchte.“[37] Noch einmal kommt Leo auf die ‚nackte Wahrheit’ zu sprechen und rekonstruiert Rankes Begriff erneut als naiven Realismus, indem er ihn mit einer additiv vollständigen Naturmalerei identifiziert. „Die Wahrheit der Geschichte ist“, so Leo weiter, „der Proceß des Lebens, des Geistes. Dieser Proceß, aufgezeigt in dem Geschehenen, das allein ist die Wahrheit der Geschichtsschreibung.“[38] Resümierend schildert Leo dann – ohne es zu wollen – recht gut den neuen kontemplativen und autonomen Anspruch der Geschichte, um seinen generellen Vorwurf der Geistlosigkeit auch hier zu wiederholen; Rankes Urteil sei „die Aeußerung eines nicht zu klarer Einsicht durchgebildeten Gefühles“, sein wissenschaftlicher Charakter sei „mehr der eines Dilettanten, als eines ernst Forschenden, das Buch im ganzen rein „subjectiv“, vor allem für „gelehrt[e] Weiber“ geeignet.[39]
Ranke kontert das alles von Italien aus, weist auf die vielen, von Leo nicht erkannten Belege und Quellen hin („Bey einer Tasse Kaffee, mit einem einzigen der citirten Autoren in der Hand, lässt sich übrigens dieses Buch nicht prüfen.“),[40] geht auf seine eigene, durchaus neue Zitattechnik ein,[41] weist für die ‚nackte Wahrheit’ den „albernen Begriff eines anatomischen Präparirens und Copirens“ zurück, „wider welchen mein Widersacher nun Jahrelang in die Lüfte ficht“, wie Ranke wohl unter Anspielung auf die Schlosser-Rezension vom Februar 1827 schreibt,[42] und bekennt schließlich nicht ohne Stolz, in der Darstellung habe er sich wie „in dem poetischen und künstlerischen Ausdruck“ dem inneren Allgemeinen, Bedeutung, Geist über das äußere Besondere und damit „der Erscheinung selbst anzunähern gesucht“ – und nicht die Forderungen des Rezensenten erfüllt, „der nur die allgemeinen Formeln der Schule fortsetzend denken kann.“[43]
Für unseren Zusammenhang genügt es, bis zu diesem Punkt auf die Inhalte in Betreff des Erstlingswerkes einzugehen. Rankes Antwort ist eine Fundgrube von expliziten Äußerungen zu Absicht und Methode, wie sie bei Ranke sonst an keiner anderen Stelle zu finden sind – nimmt man nur die in ihnen sichtbare idealistische und kontemplativ-historistische Hintergrundtheorie als bewusst eingenommene Position ernst. Doch noch ein anderer Vorwurf steht im Raum, den Ranke andeutend aufgreift. Wieder will er, wie schon bei der indirekten Erwähnung der früheren Schlosser-Rezension, niemanden von sich aus darauf hinweisen, aber doch seine Kenntnis von der Sache jedem Eingeweihten deutlich machen. Wenn Ranke schreibt, er antworte weder auf „Seine Insinuationen“, noch auf „lügenhafte Ausstreuungen, die man in ihrem Gefolg verbreitet hat“,[44] so geht es sicher um das

[37] Leo, Rezension Ranke, in: Ergänzungsblätter (wie Anm. 36), col. 135. – Vgl. col. 136: Beinahe überall will Leo verdrehte, nichtssagende oder nachlässig benutzte Zitate gefunden haben: „Heißt das nun nackte Wahrheit? Heißt das gründliche Erforschung des Einzelnen?“
[38] Leo, Rezension Ranke, in: Ergänzungsblätter (wie Anm. 36), col. 139.
[39] Leo, Rezension Ranke, in: Ergänzungsblätter (wie Anm. 36), col. 139f.
[40] Leopold Ranke, Replik, in: Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 131, Mai 1828, col. 193-199, hier col. 195/196, die Anm.
[41] Allgemeine Literaturzeitung (wie Anm. 40), col. 196 oben. Vgl. dazu Ramonat, Einleitung (wie Anm. 29), S. XV*f.
[42] Allgemeine Literaturzeitung (wie Anm. 40), col. 196 Mitte. – Ranke wollte vermutlich nicht direkt auf diese Rezension aufmerksam machen, aber denen, die sie ohnehin kannten, signalisieren, dass er sie zur Kenntnis genommen habe. Für ihn galt es unbedingt, Leos Vorwurf der Naivität abzuwehren.
[43] Allgemeine Literaturzeitung (wie Anm. 40), col. 198 oben.
[44] Allgemeine Literaturzeitung (wie Anm. 40), col. 199 oben.

‚katholische Gerücht', das ihn ausgerechnet, als er in Wien weilt und Rom sich nach Rom aufmachen will, angehängt wurde.
Ranke scheint also seinen Rezensenten und „Widersacher" für die Quelle oder zumindest eine der Quellen des Ondits zu halten, der dem Protestanten Ranke eine Konversion nachsagte. Handelte es sich um eine bloße Redewendung, eine harmlose Spötterei, oder stand mehr dahinter? Ranke jedenfalls musste sich auch dadurch bedroht fühlen. Ein Zeitschriftenartikel vom Juni 1827 hatte den Weg geebnet.[45] Diskutiert wurde offenbar darüber; kein geringerer als August Wilhelm von Schlegel meinte sich gleich1828 gegen ihn wehren zu müssen.[46] In diesem Artikel werden nun Historiker und Literaten aufgeführt, allesamt „hautes intelligences protestantes se sont faites dernièrement catholiques: tels sont les Stolberg, Fr. Schlegel, Werner, Adam Muller, Schelling, Tieck, Schlosser", einige Seiten weiter fügt er noch Lessing hinzu. Der Autor hält „l'ascendant irrésistible de la vérité" für den Grund dieser Massenkonversion. Die Trefflichkeit dieses Arguments müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen; das Erscheinen dieses Aufsatzes, just in der für Ranke entscheidenden Zeit, kann aber mindestens eine weitere Verschärfung des Verdachtes bewirkt haben, insofern der Aufsatz diesen Verdacht zusätzlich plausibel hat erscheinen lassen.
Am 25. April 1828 kommt Ranke schließlich gegenüber Rahel Varnhagen auf beides – die zweite Rezension Leos und die Fama von seiner Konversion – zu sprechen. Ranke bittet um die Erlaubnis, „beyde Materien zu verbinden", und setzt einen Absatz darauf fort: „Wie ist mir doch so sonderbar zu Muth, da ich nun an mir selbst finde, daß das Leben Kampf und Streit verlangt. Übrigens ist gut, daß der alte Feind ganz herauskommt. Ich wollte er hätte es eher gethan."[47] Das letzte mag eine Anspielung auf die erste, verdeckte Rezension sein, und zugleich ein rhetorischer Seufzer, dass ihn das alles nun in Wien trifft. Am 26. April nennt er gegenüber Varnhagen von Ense die gleichen Argumente zu seiner Verteidigung wie in der späteren bekannten Replik; sie können hier auf sich beruhen.[48]
Mehr als nur rhetorische Seufzer erlaubt sich Ranke gegenüber seinem damaligen Kollegen und, wie man wohl sagen darf: Freund, dem Philosophen und Philosophiehistoriker Heinrich Ritter.[49] Ranke schlägt zunächst einmal eine Verbindung von dem katholischen Gerücht zu Leos Rezension, wie er sie dann auch in der Replik andeutet; Leo lässt ja in der Tat seine Bemerkungen über die „Hand Gottes" in Rankes Erstlingswerk in einem Zweifel am Charakter des Glaubens des Verfassers münden.[50] Dann kommt er auf das Eigentliche seiner

[45] Le Catholique, hg. von Baron Eckstein, Paris, Bd. 6, Juni 1827, Nr. 18, S. 539-612, hier S. 606f; der gesamte Artikel spannt sich über mehrere Hefte und Hunderte von Seiten; er wäre eine eigene Untersuchung Wert. – Der Konvertit Ferdinand d'Eckstein (1790-1861) hatte die Zeitschrift als Sprachrohr des liberalen Katholizismus im Jahre 1826 gegründet.
[46] August Wilhelm von Schlegel, Berichtigung einiger Mißdeutungen, Berlin 1828.
[47] Ranke an Rahel Varnhagen am 25. April 1828, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 157 und 158, hier zitiert nach dem Original in den Varnhagenpapieren in der Bibliothek in Krakau (jeweils als Mikrofilm benutzt).
[48] Ranke an Varnhagen am 26. April 1828, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 159.
[49] Ranke nahm ihn während seines Auslandsaufenthalts mit organisatorischen Dingen stark in Anspruch. Jahre später kam es zu einem tiefen Zerwürfnis, das Ritter gar öffentlich austrug (Heinrich Ritter, An Leopold von Ranke über die deutsche Geschichtsschreibung. Ein offener Brief, Leipzig 1867). Die Tiefe der Kränkung mag aber durchaus für die Tiefe der empfundenen Verbundenheit zeugen – zumindest, was die Seite Ritters betrifft.
[50] Leo, Rezension Ranke, in: Ergänzungsblätter (wie Anm. 36), col. 137: „Dr. R. aber ist fast kindisch abergläubisch […]"; und weitere Stellen.

Lage: „Übrigens konnten diese Dinge zu keiner mir ungelegeneren Zeit kommen.“[51] Varnhagen wiederum greift Rankes offensichtliche Verunsicherung auf und mahnt ihn zu Veröffentlichungen. Ranke war gerade wieder an einem neuen Publikationsprojekt, „Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen“, dessen bemerkenswert schnellen Abschluss und guten Erfolg für Varnhagen freilich noch nicht absehbar war; das Werk erschien noch im Jahr 1829. Zumal – wie auch aus einem Brief Rankes an seinen Verleger Friedrich Perthes hervorgeht[52] – Schwierigkeiten mit der Zensur zu befürchten waren, immerhin ging es doch um den nationalen Freiheitskampf gegen ein übermächtiges Imperium. Der versierte und erfahrene Politiker Varnhagen versuchte wiederholt, auf seinen forschenden, zehn Jahre jüngeren Bekannten Einfluss zu nehmen. „Das Forschen in der Vergangenheit eröffnet Ihnen auch die Gegenwart, und die gewonnene Weltanschauung wirkt auch auf das Forschen zurück. Genießen Sie froh und glücklich, was Ihnen so schön beschieden ist! Ich glaube gern, daß sich die Geschichte der letzten Jahrhunderte durch die neuen Quellen, zu denen Sie gelangen, ganz neu darstellt, und ich bin gewiß nicht am wenigsten begierig, diese neue Gestalt zu sehn. Werden Sie aber diese Quellen erschöpfen, wird kein Rest irgend noch übrig bleiben? Und welche Vollständigkeit des Ausgegrabenen soll nöthig sein, um Geschichtschreibung neulich zu erlauben? Die Aufgabe ist unendlich; aber sie muß als endliche behandelt werden, und zuletzt muß mit jedem Vorrathe – die Geschichte ‚geschrieben’ werden können –. Lassen Sie sich also nicht abhalten, frühzeitig an’s Werk zu gehn; und die Vorarbeiten, wenn sie zu ungeheuer sich ausdehnen, durch einen höchsten Spruch selbsteigner Machtvollkommenheit zu rechter Zeit abzuschließen.“[53] Und trotz der „Serbischen Revolution“ scheint der Druck auf Ranke mit jeder Verlängerung seines Auslandsaufenthaltes noch zu steigen.

Eine abermalige Verlängerung durch eine Reise nach Paris war dann im Sommer 1829 im Gespräch. Varnhagen schmeichelt dem Freund und malt seine Zukunft rosig aus – wobei seine Schilderung eines traditionellen Professorenlebens, das geradezu überdeutlich in den alten Universitätsverhältnissen angesiedelt ist, wie eine unfreiwillige Karikatur wirkt und Ranke wohl nur aus Höflichkeit verlockend erschienen wäre:[54] „Dann, rückgekehrt nach Berlin, arbeiten Sie einiges aus und halten neuerdings Vorlesungen, Sie treten in die vorteilhaftesten Verhältnisse ein, und können darauf, mit Ruhm und Geld nach Wunsch

---

[51] Ranke an Ritter am 30. April 1828, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 161. – Analog äußerte er sich gegenüber von Kamptz in der offenbaren Absicht, die schädliche Wirkung durch Explikation zu mildern: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 163.

[52] Ranke an Perthes am 30. Juli 1828, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 165-167, bes. S. 166, hier zitiert nach dem Original, Staatsarchiv Hamburg Nl Perthes 17b,99r-100v, hier 99vf.: „Es erwächst hieraus eine Geschichte dieser Revolution, die allerdings keine Lobrede derselben ist. Aber auch eben so wenig wird sie geschmäht, sondern wie sie war, entstand, sich entwickelte, kann mit einer Wahrheit gesagt werden, welche Lob und Tadel überflüssig macht. […] diese Darstellung wird gewiß keinen Menschen zum Aufruhr reizen, – aber gewiß alle anziehn […]“.

[53] Varnhagen an Ranke am 7. November 1828; nach dem Original in den Varnhagenpapieren der Bibliothek in Krakau.

[54] Und nicht einmal diese Höflichkeit bringt Ranke auf; er antwortet Varnhagen am 10. Oktober 1829: „Ob ich wohl die Hofnungen, die Sie für meine Zukunft hegen, nicht theilen kann, sondern überzeugt bin, daß ich immer ein armer Prof. mit schmächtigem Gehalt bleiben werde, übersehen und verabsäumt, so bin ich doch sehr zufrieden, daß man gut von mir denkt, da das sogar mein einziger Besitz in dieser Welt.“ – Briefwerk (wie Anm. 6), S. 198, hier zitiert nach dem Original in den Varnhagenpapieren der Bibliothek Krakau; vgl. zu diesem Brief hier im Folgenden.

ausgestattet, getrost und behaglich Ihre zweite und dritte Reise antreten, oder auch, falls das beliebt, als befriedigter, wohlgestellter Würdenträger hinter Ihrem Geheimratstitel bei Universität und im Hause mit Büchern und Frau und Kindern Ihren mannigfachsten Lebenssegen in ruhiger Beschäftigung ausbreiten und genießen!" Aber die Reise nach Paris verlangt, so Varnhagen, zunächst noch eine andere Schlagzahl: „Dennoch bleibt mir, da doch diese Zukunft wohl vor Augen, aber doch nicht so nahe liegt, um mit gleichen Füßen [d. h. ohne Anlauf] in sie hineinspringen zu können, für Sie der Wunsch lebhaft rege, daß Sie inzwischen einiges Neue zum Druck fördern möchten, und zwar noch ehe die Pariser Reise in Anregung kommt; ist es unmöglich, den zweiten Teil der Fürsten und Völker zu liefern, so wäre doch wenigstens ein besondrer Aufsatz wünschenswert, irgendeine Berichterstattung, Kritik, Zusammenstellung von Merkwürdigem und Unbekanntem, wozu der Stoff Ihnen reichlich unter Händen sein muß.[55] Denken Sie bei Zeiten daran, und beherzigen Sie, was ich Ihnen schon in dieser Hinsicht geschrieben. Läßt sich einiges aus größeren Aufsätzen frühzeitig für das Morgenblatt absondern, oder auch manche Mitteilung ganz und gar für solche Zeitschrift einrichten, so wird es nur um so besser sein."[56] Ranke soll also ‚populär' werden und den Weg einer öffentlichen Existenz einschlagen, das Forschen in der Vergangenheit soll, so Varnhagen, ihm tatsächlich auch die Gegenwart öffnen – kurz: er soll ein Intellektueller werden.

Ranke will etwas anderes. An Altenstein schreibt er: „Nur langsam, und durch Combination der an den verschiedensten Orten gefundenen Monumente reifen meine Arbeiten zu öffentlicher Mittheilung".[57] Und auch Varnhagen lässt er im Unklaren über seine Publikationsabsichten und antwortet im Ganzen ausweichend: „Auch schreibe ich zuweilen etwas. Unter andern, erschrecken Sie nicht, aber wo sonst nimmt man denn kleine gelehrte Abhandlungen auf, die keine Rezens.[ionen] sind? in den Wiener Jahrb.[üchern] über Don Carlos und was dem mehr anhängig. […] Hätte ich in kurzem Muße und glückliche Stunden, so schriebe ich etwas Anderes, nichts Historisches, wenigstens nicht geradezu; und ließe Sie und Cotta darüber schalten."[58]

Später, und nach der Zeit, die hier im Mittelpunkt der Betrachtung steht, verdichtet sich alle diese Eindrücke zu einer regelrechten Furcht vor den alten Verhältnissen als außerordentlicher, mäßig besoldeter Professor, die zumal von Italien aus und mit einem mehrjährigen Aufenthalt im Süden im Rücken besonders grau und freudlos erscheinen mussten. Im August 1830, ein halbes Jahr vor seiner Rückkehr, schreibt er aus Venedig seinem Kollegen Heinrich Ritter bittere Zeilen: „Wie wird mir, wenn ich an Berlin denke, und daß ich nun schon so bald wieder dort sein werde! Ich wiederhole Dir, was ich an Varnhagen schrieb: Das Leben spielt mir in leichten Wellen zu den Füßen; was ich aber aus Berlin höre, das greift mir ans Herz. Die Armut, die ich dort vor mir sehe, die tausend Bedrängnisse von

---

[55] Als Frucht dieser Mahnungen nennt Oncken an dieser Stelle „Don Carlos" und die „Verschwörung gegen Venedig"; auch er kannte den archäologischen Aufsatz Rankes nicht.

[56] Dieses und das vorige Zitat: Varnhagen von Ense an Ranke am 17. August 1829, in: Oncken, Aus Rankes Frühzeit (wie Anm. 26), S. 134-139, hier S. 136f.

[57] Ranke an Karl von Stein zum Altenstein am 1. Oktober 1829, in: Neue Briefe (wie Anm. 7), S. 128f., hier zitiert nach dem Original, GStA PK I. Hauptabteilung Rep. 76 Verf. Litt R/10 Bd. 1, S. 187-190.

[58] Ranke an Varnhagen von Ense am 10. Oktober 1829, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 197-200, hier S. 200.

dem klatschenden Geschlecht, die Abhängigkeit von den Studenten: horreur!“[59] Wenige Wochen später hat sich das Bild nur durch die neuen historiographischen Themen etwas aufgehellt: „In alle Wege fürchte ich, wenn ich wieder nach Berlin komme, einen schweren Stand zu haben. Sehr arm und angefeindet und gar manchem suspekt: schlimme Lage. Ich freue mich aber auf die Ausarbeitung meiner Sachen.“[60]

4.

Was Ranke in allen diesen Briefen nicht erwähnt, ist sein archäologisch-historischer Aufsatz in der Zeitschrift des Instituts für Archäologische Korrespondenz, der doch damals gerade in Arbeit oder sogar fertig gewesen sein muss. Er hatte ihn vermutlich bereits eingereicht, denn einerseits schöpft er aus dem später verlorenen Tagebuch des Giacinto Gigli (1594-1671), das Ranke entdeckt hatte, andererseits kündigt er den Aufsatz – wenn nicht alles täuscht – indirekt gegenüber Karl Ritter an. So ganz sicher scheint sich Ranke seiner Sache bis zum Schluss nicht zu sein, denn auch diese Erwähnung (wenn es denn eine ist) geschah indirekt; wie der Autor nirgends mit Namen erwähnt wird, trotz der öffentlich und in der Zeitschrift selbst ausgetragenen Diskussionen, und wie Ranke selber auch später nie mehr darauf zu sprechen kommen wird. „Du wirst hoffentlich“, schreibt er am 13. Januar 1830 an Ritter, „sowohl Wiener Aufsätze [d. i. Don Carlos] als römische Perlen empfangen und nach meinen Bitten und Deiner Bequemlichkeit besorgt haben.“[61] Ritter scheint die „römischen Perlen“ wie gewünscht weitergegeben zu haben; in Reaktion auf einen verlorenen Brief Ritters schreibt Ranke am 29. März: „Für die Besorgung sowohl der Perlen, als des Blattes aus dem Damm[62] danke ich Dir herzlich.“[63] An wen der Aufsatz ging, lässt sich vorderhand nicht ermitteln; soweit ich sehe, hat sich kein schriftlicher Niederschlag davon ergeben. Und obgleich Ranke in dem Beitrag eine historische Quelle für eine die Archäologie betreffende forschungs- und ausgrabungsstrategische Folgerung nutzt, mag Ranke das als archäologischen Fachbeitrag im engeren Sinne angesehen und nur äußerst sparsam verteilt haben. Überhaupt war es ein so kurzer Aufsatz und ein so ‚kleines’ Werk, dass Ranke durch den Ausdruck „Perlen“ die Geringfügigkeit mit einem – rhetorisch zurückgenommenen – gewissen Stolz zu verbinden sucht.

---

[59] Ranke an Heinrich Ritter am 6. August 1830, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 215f., hier S. 216.
[60] Ranke an Heinrich Ritter am 4. Oktober 1830, in: Briefwerk (wie Anm. 6), S. 223f., hier S. 224.
[61] Ranke an Heinrich Ritter am 13. Januar 1830, in: Leopold von Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte, hrsg. v. Alfred Dove (Leopold von Ranke, Sämmtliche Werke [SW], Bd. 53/54), Leipzig 1890, S. 230.
[62] Ranke hatte Ritter um einen Gefallen gebeten, um sich einen der Bibliothekare gewogen zu machen: „Auch diesmal kommst Du nicht ohne Bitte weg. Der Bibliothekar der Bibl.[iothek] Corsini, Monsinor Lazzarini, hat ein Exemplar von Damm’s homerischem Lexikon, in welchem beiverzeichnetes Blatt fehlt. Ein anderes hat er dafür zwei mal. Natürlich wünschte er ersteres zu haben, und Du könntest es ihm vielleicht durch einen Billet an die Vossische Buchhandlung verschaffen. Du würdest mich sehr verbinden, da besagter Bibliothekar ein ganz wichtiger Mann für mich ist.“ Dove, SW 53/54 (wie Anm. 61), S. 230. Ranke lässt Teile aus folgendem Werk über Ritter beschaffen: Novum lexikon Graecum etymologicum et reale, cui pro basi substratae sunt concordantiae et elucidationes Homericae et Pindaricae cum indice universali alphabetice, colligit et digessit Chistianus Tobias Damm, Rector Gymnasii Coloniensis Berolini, Berlin 1765.
[63] Ranke an Heinrich Ritter am 29. März 1830, in: Dove, SW 53/54 (wie Anm. 61), S. 230-232, hier S. 231. – Fuchs ließ diese Passagen in seinem Nachdruck aus (vgl. Briefwerk [wie Anm. 6], S. 205f. und 206f.); ohne den hier dargelegten Zusammenhang sind sie in der Tat nicht recht verständlich.

Gut möglich also, dass das Stück selten vergeben und schnell vergessen war. Dabei ist der Ranke dieser Zeit in dem Beitrag doch gut zu erkennen. Es ist, so kann man sagen, eben kein archäologischer Fachbeitrag im engeren Sinne, sondern Ranke löst ein Rätsel mit Hilfe einer neuen historischen Quelle. Damit bewegt er sich inhaltlich und auch rhetorisch in dem Umkreis der gleichzeitigen kleinen Schriften, insbesondere des „Don Carlo“ (1829) und der „Verschwörung gegen Venedig“ (1831). Beides sind Quellenstudien, die als Lösung von Rätseln und historischen Problemen daherkommen,[64] und sie zeigen Ranke auf der Suche nach einer großen zusammenhängenden Darstellung, wie er sie dann mit den „Päpsten“ vorlegen sollte. Die Quellenstudien, mit denen er bei seinem ersten Werk so erfolgreich war, waren in diesen Jahren sein Ausweg, um überhaupt etwas zu veröffentlichen. In diese Reihe fügt sich der Aufsatz mit seinem Hinweis auf das Tagebuch des Gigli im Zusammenhang mit dem Claudiusbogen ein.

Die deutlichste Äußerung Rankes über den Aufsatz findet sich in einem Brief an Eduard Gerhard, den Initiator des Römischen Verbundes von Gelehrten und Gründers des (späteren) Deutschen Archäologischen Instituts. Aber auch für die Geschichtsschreiber dieser bedeutsamen Einrichtung blieb die – es sei noch einmal gesagt: durchaus und ohne Frage bescheidene – publizistische Mitwirkung Rankes an der Frühgeschichte des Forschungsinstituts, die mit der Geschichte des „Instituts für Archäologische Korrespondenz“ identisch ist, bislang verborgen. In der Tat: auch die Äußerung Rankes gegenüber Eduard Gerhard bleibt in Bezug auf seinen eigenen Aufsatz zurückhaltend, indirekt, andeutend. „Auf Feas Replik“, so Ranke am 8. Juli 1830 nach einem kurzen Dank an den Empfänger und ohne weitere hinführende Worte, „welche die Hauptsache ganz obenhin berichtet, ist zu antworten, daß wir auf seine Streitfrage, ob besagter Bogen einer Wasserleitung gedient oder ein Triumphbogen gewesen, gar nicht eingehen; genug, daß er Marmorn, Basreliefs etc. hatte; wie ferner: Fino a tanto che non si mostra, essersi fatti scavi Fatticenti dopo il 1641 nella piazza di Sciarra, noi altri restiamo persuassimi, ne tutto quiello, ne allora vidde il Gigli sotto la terra, stia ancora là gui sepolto.[65] Sein Brief vom Pantheon ist hier schwerlich zu finden: nun da er selber sagt, er habe nur die Stellen notiert, die der Artikel anführe, so ist augenscheinlich, daß er keine andre weiß, und daß wir ganz Recht haben. Er will uns mit einem Machtspruch tödten, doch ist das nicht zu dulden. Da schon Nibby [u] Fea sich wider den Artikel empören, so wäre sehr hübsch, wenn die ganze Zunft darüber mobil würde.“[66] –

[64] Vgl. Ulrich Muhlack, Von der „Kriminaluntersuchung“ zum „Weltgericht“ oder Ein juristisches Wort über Rankes Geschichtsschreibung, in: Mord und andere Kleinigkeiten. Ungewöhnliche Kriminalfälle aus sechs Jahrhunderten, hrsg. v. Andreas Fahrmeir und Sabine Freitag, München 2001, S. 91-94; und Ramonat, Einleitung (wie Anm. 29), S. IX*.

[65] Das Zitat ist in den von Ranke genannten Werken nicht ermittelbar; möglicherweise soll es sich um die zusammenfassende Paraphrase des Eintrages von Gigli handeln.

[66] Ranke an Eduard Gerhard am 8. Juli 1830, Original: Deutsches Archäologisches Institut Berlin, Nl Gerhard 3; großes Blatt, zugleich Umschlag, 1,5 Seiten. Es existiert in diesem Bestand ein weiterer Brief Rankes an Gerhard vom 5. Oktober 1830, in dem Ranke aber nicht auf den Aufsatz oder die Debatte zurückkommt. – Es kann hier nicht um eine umfassende Interpretation des Briefes vom Juli 1830 gehen; für die Einzelheiten sei auf das Folgende oben verwiesen und auf: Adolf Michaelis, Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts 1829-1879, Berlin 1879, bes. S. 9-47; Anita Rieche, 150 Jahre Deutsches Archäologisches Institut, Rom [Katalog], hrsg. v. der Theodor Wiegand Gesellschaft, Essen 1979; Friedrich Wilhelm Deichmann, Vom internationalen Privatverein zur preußischen Staatsanstalt. Zur Geschichte des Instituto di Corrispondenza archeologica, Mainz 1986; und neuerdings: Suzanne L. Marchand, Down from Olympus. Archeology and Philhelenism in

So viel ist von Ranke selbst zu seinem Aufsatz über den Triumphbogen des Claudius überliefert. Er wurde im April 1830 in dem monatlich erscheinenden, schnellen Nachrichten vorbehaltenen „Bulletino“ des Instituts abgedruckt.[67] Die kurze Gegenrede Feas und ein Kommentar Gerhards erschienen im „Bulletino“ aus dem Juni 1830, erster Teil, auf den Seiten 137 bis 140. In der Tat geht Fea ausführlich lediglich auf den Zusammenhang von Aquädukt und Triumphbogen ein und beschreibt noch einmal, dass Claudius denjenigen Bogen der Wasserleitung, der die betreffende Stelle überspannt, mit einer besonderen Ausstattung hervorgehoben habe, es sich aber dennoch (‚nur’) um eine Wasserleitung handele.[68] Ranke hat mit seiner brieflichen Bemerkung wohl ebenfalls Recht, dass er selber in seinem eigenen Beitrag darauf nicht eingeht und diese Diskussion für seine in dem Aufsatz präsentierte Entdeckung, dass man den Diario des Gigli archäologisch nutzbar machen könne, nicht entscheidend ist. Fea möchte bei dem „autore“ des inkriminierten Artikels dann vor allem noch mangelnde Quellen- und Literaturkenntnisse finden – das meint Ranke, wenn er von einem „Machtspruch“ schreibt.
Ranke kämpft gegen diese Art von Kritik, „welche die Hauptsache ganz obenhin berichtet“, und gegen Autoren, die mit einem Plus an Stellen und Belegen die eigene Überlegenheit untermauern wollen. Die Treffsicherheit sowohl seiner Quellenauswahl als auch seiner Quellenanalyse möchte er sich nicht durch ein traditionelles Geschichts- und schon gar nicht durch ein verzopftes Proporz- und Machtdenken entwinden lassen. Insofern sind hier deutliche Parallelen zu seiner Auseinandersetzung mit den Rezensionen Leos erkennbar. Die wissenschaftliche Vernichtung drohte durch die oberflächliche Abkanzelung der von Ranke ins Spiel gebrachten neuen Darstellungsform, die eng mit einem neuen Quellenbegriff und der Autonomie der historischen Erkenntnis verknüpft war.[69] Die Verabschiedung der

---

Germany, 1750-1970, Princeton 1996, bes. S. 51-74. Eine kritische Übersicht der, so der Befund der Autorin, immer mehr hagiographisch gefärbten Literatur über Eduard Gerhard und seine Rolle bei der Gründung des DAI liefert: Anita Rieche, Eduard Gerhard und die frühe Geschichte des „Instituto di corrispondenza archeologica“, in: Dem Archäologen Eduard Gerhard 1795-1867 zu seinem 200. Geburtstag, hrsg. v. Henning Wrede, Berlin 1997, S. 35-42; zum forschungskritischen Befund S. 40. – Zu Eduard Gerhard vgl. schließlich: Otto Jahn, Eduard Gerhard. Ein Lebensabriss, Berlin 1868. Vielleicht hatte Gerhard ebenfalls, gleich Varnhagen, Ranke ermahnt und gedrängt, hatte er doch in den Jahren 1820/21 nicht nur gute Erfahrungen mit der strapazierten Geduld des Ministeriums gemacht; vgl. Jahn, Gerhard, S. 52f. – Die Geschichte des Instituts ebd., S. 79ff.

[67] Dazu: Adolf H. Borbein, Eduard Gerhard als Organisator, in: Dem Archäologen Eduard Gerhard 1795-1867 zu seinem 200. Geburtstag (wie Anm. 66), S. 25-30, hier S. 27; Jahn, Gerhard (wie Anm. 66), S. 80.

[68] Feas Replik, in: Bulletino Nr. VIa, Juni 1830 („Primo foglio“), S 137-140, hier S. 138: „In quel punto della piazza di Sciarra, traversando la Via Lata, primaria, Claudio nobilitò l’arcata con marmi, bassirilievi e iscrizioni indicati da me cogli autori citati nell’articolo, e allora cogli scavi estratti; cosicchè nulla vi può più essere restato d’interessante.“ – Der von Ranke erwähnte Archäologe Antonio Nibby, gehörte ebenfalls zum Gründungskreis des „Instituto“ und er war mit der Materie vertraut, hatte er doch die Memorie des Flaminio Vacca in den Band 4 des Werkes „Roma Antica“ aufgenommen (Roma Antica di Famiano Nardini, Edizione quarta Romana, riscontrata, es accresciuta delle ultime scoperte, con note ed osservazioni critico-antiquarie die Antonio Nibby, 4 Bde., Rom 1818-1820). Vgl. Bruno Brizzi, Scoperte archeologiche nella Roma del ’500, in: Flaminio Vacca, Memorie di varie antichità, [Neudruck] Rom 1988, S. V-VIII. Vgl. zum Hintergrund neuerdings: David Karmon, The Ruin of the Eternal City. Antiquity and Preservation in Renaissance Rome, Oxford/New York 2011 (jedoch ohne eigenen Hinweis auf den Claudiusbogen).

[69] Vgl. Ramonat, Einleitung (wie Anm. 29), S. XIV*f. – Eine analoge Bewegung findet zeitgleich in der Belletristik statt; auch hier geht ein breites Publikum vom Lesen der immer gleichen erbaulichen

Geschichtsschreiber als Autoritäten und ihre Verwendung als Quelle (durchgeführt und begründet im Erstlingswerk) erzeugte einen ganz analogen Widerstand, wie ihn jetzt Carlo Fea gegen eine umstandslose Neubewertung eines nicht unwesentlichen Details der Baugeschichte Roms mit Hilfe einer einzigen neuen Quelle leistete. Ranke sah in seiner neuen Art, Geschichte zu erforschen, eine Chance und er wehrte sich gegen die Einsprüche der Traditionalisten, mochten sie auch wie Leo die neuesten, alle Welt just faszinierenden ‚Schulmeinungen' im Gepäck haben. Und Ranke wehrte sich wohl auch dagegen, erneut in die Bedeutungslosigkeit abgedrängt zu werden, unter der er in Frankfurt an der Oder einst gelitten hatte.

Ranke war, als der Aufsatz erschien, aus mancherlei Gründen noch nicht der viel berufene ‚Großmeister der Zunft', er stand in der Kritik und gleichsam unter Aufsicht, selbst gegen absurde Gerüchte glaubte er sich wehren zu müssen. Aber einen entscheidenden Schritt hatte er getan, indem er sich weder von freundlichen Ratschlägen noch von unfreundlichen Besprechungen beirren ließ und an das Potential seiner Methode und Ansichten glaubte. So wie sich damals nach und nach sein historiographisches Thema der „Geschichte der Päpste" formte, so bildete sich ganz offenbar in ihm, gerade auch in der Auseinandersetzung mit Kritikern verschiedenster Couleur, ein Bewusstsein seiner seit dem Erstlingswerk erkennbaren methodischen und literarischen Prämissen, von denen fortan nicht abzugehen war. Der archäologische Beitrag Rankes aus dem Jahre 1830 ist, samt der Kritik, die er auslöste, eine wichtige Etappe auf Rankes Weg, der ihn buchstäblich über die Alpen, zurück nach Berlin und auf manchen weiteren Gipfel führte.

---

Hausbücher (um nur dieses Beispiel zu nennen) zum Lesen der jeweiligen Neuerscheinungen über. Das neue Leseverhalten revolutioniert den Buchmarkt und lässt sich als einer der Komponenten des modernen Lebensgefühls schlechthin ansprechen; vgl. dazu: Franco Moretti, Serious Century, in: ders. (Hrsg.), The Novel, Bd. 1, Princeton 2006, S. 364-400; mit etwas anderer Akzentsetzung und unter dem Begriff der ‚intensiven' und ‚extensiven' Lektüre vgl. schon: Rolf Engelsing, Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit, in: ders., Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 4), Göttingen 1973, S. 112-154 und 283-292.

5.

**Ein Aufsatz Leopold Rankes aus dem Jahr 1830 – Text und Übersetzung:**

Bulletino dell'Instituto di Corrispondenza Archeologica. N. IV. di Aprile 1830.

S. 81

I. Monumenti.

**I.** ***Avanzi del'arco di Claudio tuttora sotterra.***

Si è detto, che i Romani moderni stiano ad abitare sopra i tetti della città antica (1). In fatti ciò che avvenne a Pompei per l'eruzione del Vesuvio in poche ore, ove sopra i monumenti dell'antichità si formò un nuovo terreno, il quale servì poi agli usi comuni della vita, si può quasi dire essere avvenuto in Roma nel decorso dei secoli, sì per la gran mole delle ruine, coprendosi la parte intiera collo sfasciume della distrutta, sì per l'aggiugnimento dei casamenti moderni, i quali addossati alle antichità e disfatti poi anch'essi accumularono ruderi a ruderi; sì per mille altre vicende, pur troppo naturali in una città, che sempre rinnovasi. Quindi è che i selciati delle strade antiche restano molti palmi sotto le fondamenta della città moderna; che colline intiere si sono formate dove l'antichità non conosceva se non pianure, e che gli scavi, benchè per tre secoli continuati, fanno sempre comparire ancora qualche novità. Piacesse pur al cielo, che degli scavi passati si avessero notizie meno interrotte e più esatte. Non di rado si risparmierebbero fatiche inutili, nè si razzolerebbe |

(1) Andreae Fulvii in antiquitates urbis ad Clementem VII praefatio: „Nec praetereundum censeo nihil pedibus calcari, quin antiquitatum vestigia offendantur. Verum ita ruinis omnia oppleta et operta, ut dificillime internoscantur, unde eleganter meo quidem judicio definisse ille visus est, qui dixit, nos hac aetate habitare in tectis."

S. 82

talora un terreno già iteratamente senta frutto alcuno rovistato: altre volte si dirígerebbero i lavori a' siti, dove antichi scavi, per cause accidentali tralasciati, facevano sperare insigni risultamenti.

Di tali notizie produrrò adesso un esempio, se non m'inganno, assai singolare e relativo all'arco di Claudio imperatore.

Già si sa, che tra gli ornamenti della via Flaminia, tanto illustre per la pompa degl'ingressi trionfali di alcuni imperatori descrittaci da Marziale, uno dei più importanti era quell' arco situato dove adesso la via del Corso e quella delle Muratte sboccano nella piazza Sciarra (1). Ma non meno si sa o credesi di sapere, che il medesimo sia rovinato affatto; e tanto più che si fissa eziandio l'epoca della sua distruzione.

«Nel tempo mio (dice Andrea Fulvio nelle antichità di Roma (2), stampate nei primi mesi del 1527) furono distrutti due archi, l'uno presso la strada Sciarra alla via che conduce al portico d'Antonino ec. ec.»: e vista l'identità quasi precisa del sito, non pare potersi mettere in

dubbio, che allora non sia stato atterrato il nostro monumento.
Eppure alla supposizione, ch'esso sia stato disfatto in tutto e per tutto, si oppongono difficoltà incontrastabili. Imperocchè non solo si aggiunge in quell'opera medesima, restare ancora alcuni di lui frammenti marmorei, ma trenta o quaranta anni dopo, sotto Pio IV, si scavarono dello stesso arco avanzi considerevolissimi. Eccone il testimonio nel seguente passo di Flaminio Vacca (3). «Piazza di Sciarra si dice così dal sig. Sciarra Colonna che in quel luogo abitò. Vi furono trovati al tempo di Pio IV i frammenti dell'arco di Claudio e molti pezzi d'istorie col ritratto di Claudio, i quali furono comprati dal sig. Gio: Giorgio Cesarino ed oggi si trovano nel suo giardino a |

(1) Il chiar. sig. avv. Fea (dei diritti del principato ecc. Roma 1806, p. 98) crede di rinvenire in questo ed altri archi, le traccie di un grand' acquedotto, supponendo lui pure „un grand'arco ornato come fosse una porta". In che si vedrebbe un unione di mire per la pubblica utilità, e per gli onori trionfali; come sopra il primo castello dell'acqua Marzia si ergevano i trofei detti di Mario; e come l'arco di Druso, benchè nell'integrità sua anch'esso ornatissimo di marmi e colonne, dovette servire all'acquedotto delle terme di Caracalla.
(2) Edit. rom. 1527. p. LX.
(3) Memorie n. 28.

S. 83
s. Pietro in vincoli. Io comprai il resto di detti frammenti e furono 136 carrettate tutta opera di marmi gentili, solo l'imbasamento di saligno, e pochi anni sono vi era sopra terra in opera un pezzo d'istoria, quale era una faccia d' arco, e fu levata da Romani e murata nel piano delle scale che sagliono in Campidoglio».
Come dunque fu demolita una fabbrica prima del 1527, della quale circa il 1560 si scopersero residui di tale quantità? Non basta il dire, che fossero avanzaticci nel tempo di Andrea Fulvio trascurati. Un altro scavo impreso nel 1641, penetrò, al dire del continuatore del padre Donati (1) più di 23 palmi dentro la terra. Allora si trovarono altri marmi, colonne scannellate, il tronco di uno schiavo, medaglie, pavimenti: allora si vide che la terra nascondeva ancora una gran parte di un arco, che si credeva distrutto affatto.
Osservando noi i detti testimoni, ammettendo che Andrea Fulvio accennasse veramente una demolizione dell' arco di Claudio, e considerando, che dopo quel disfacimento si trovarono nella terra iterate volte di bel nuovo considerabili avanzi, conghietturiamo, che nel tempo di Andrea non si ruinarono, se non le parti che, eminenti sopra il terreno moderno, ingombravano la strada, e che il resto rimase nel nascondiglio delle antiche e moderne ruine; e domanderemo, come ci pare giustamente, se per gli scavi che accennammo (perchè di posteriori non se ne imprese giammai), si facesse quanto si potrebbe fare e si traesse fuori tutto quello che sarebbe degno della luce del giorno? Siamo ben sicuri, che nò. Mi pare anzi certo che una parte di quella fabbrica con scolture e marmi resti ancora sepolta.
Benchè non stampata, pur si conosce la »memoria di Giacinto Gigli intorno alcune cose giornalmente accadute nel suo tempo, dall'anno 1608 fin all'anno 1657» della quale un esemplare mss. |

(1) Roma vetus ac recens 1725 p. 384. Anche Bonini del Tevere incatenato lib. II. p. 124 fa menzione di questo scavo, ma solamente per provare con esso l'inalzamento del terreno da per sè indubitabile. „Nel tempo di Urbano VIII per comandamento del card. Barberini fece l'Agostini, intendente delle antichità, cavare avanti la porta del palazzo del principe di Carbognano e dopo d'essersi i cavatori internati 22 e più palmi, ritrovarono la selciata della strada, non antichissima, ma antica, sopra della quale si sollevava l'arco di Claudio; come da quegli avanzi (cioè l'iscrizione e la medaglia ecc. che mostrano questo essere il suddetto areo) si vede, che fanno prova dell'inalzamento di Roma"[.]

S. 84

presso di noi si conserva. L'abbate Francesco Cancellieri, il quale ne ha pubblicato qualche pezzo relativo alle cose moderne di Roma, la chiama ora inestimabile, ora incomparabile. Il fatto sta, che vi si trovano notizie non meno singolari che veraci. Non di altra cosa che della veracità si pregia l'autore stesso: «Qui (dice) non per difetto di memoria vacillerò parlando come chi dopo tanti anni racconta una cosa e pur tra sè sta in dubbio alquanto o del come o del quando che ella per l'appuntino accadesse. Ma quì sempre io me le troverò scritte in quella vera guisa appunto e con quella fede, come elle già si occorsero in ciascun tempo.» Quell' autore dunque contemporaneo, verace, in quel tempo Priore di Roma (1), ci porge dello scavo dell'anno 1641 un racconto più esatto degli altri e finora a quanto sappiamo non conosciuto, dal quale pare, che risulti indubitatamente, che sotto la piazza di Sciarra restano ancora notabili avanzi dell'arco nostro.

«Finalmente (scrive Giacinto nel dicembre 1641) farò memoria come in questi ultimi mesi si scopersero le rovine dell'arco trionfale di Claudio imperatore, le quali stanno in piazza di Sciarra nella strada del Corso avanti il palazzo del principe di Carbognano, da una parte, e dall'altra parte incontro vi è una casa fatta di nuovo, che è di s. Giacomo degli incurabili. Il detto principe facendo cavare avanti la sua porta, trovò un gran pezzo di marmo con una parte dell'iscrizione di detto arco, ed il sig. card. Barberino (2) mandò a dire alli Conservatori che portassero quella scrizione in Campidoglio e cercassero il restante di quella memoria. Così fu dato ordine che cavassero e *alli 12 di novembre si scoprì nel mezzo della strada una gran ruina di marmi, sculture e colonne scannellate di giallo mischio, che stavan sotto terra per molte canne,* e fu fatto uno scavo per tirarle fuori dalla parte del detto palazzo. Io Giacinto, il quale ero Priore di Roma, calai al basso insieme con i Conservatori, ed a lume di candela, nella grotta che si era scavata, *vidi e toccai li marmi e le sculture,* ed ebbi un pezzetto di quelle colonne gialle. Dippoi il Papa |

(1) Cioè Priore dei Caporioni.
(2) Senza dubbio per l'instigazione di Leonardo Agostini, come si ricava dal Bonini, e dal continuatore di Donati.

S. 85

essendosi lasciato intendere che voleva egli quelle rovine (1), fu lasciato che mons. Tesoriere si prendesse egli la cura di quella spesa. Ma cominciandosi a rompere il tempo ed a venire

gran pioggie fu riempiuto lo scavo e ricoperta ogni cosa, e *rimase tutta quella rovina come era prima.*»
A quel racconto sì chiaro, di cui chiunque lo legge, non negherà l'importanza, basta che aggiungiamo poche riflessioni.
1. Non fa meraviglia, che nè il papa Urbano VIII, benchè assai intendente, come si sa, e della poesia e delle arti, nè il cardinale Barberini, che nel proprio palazzo raccolse cospicue antichità, facessero continuare il suddetto scavo. Nei primi giorni dell'anno seguente, alli 13 di gennaro fu scomunicato il duca di Parma. Quindi seguì una guerra, che riempì non solamente i confini dello stato, ma la città stessa di apparati militari, scompigli, scontentezze e spavento: circostanze, per le quali non si potè badare a scavi. Appena conchiusa la pace morì papa Urbano, ed il totale cambiamento che dal di lui successore fu introdotto, fece mettere in dimenticanza quest'impresa.
2. Ben è vero, che fra il continuatore del Donati e Giacinto Gigli v'è qualche differenza. Ma come quello appena è conosciuto, nè si sa punto da dove egli ricavasse le notizie sue, ed al contrario Giacinto stesso calò giù ed al lume di candela vide la grotta, così ragion vuole, che nelle cose dubbie, che sono poche, a questi piuttosto che all'altro si presti fede.
3. Combinando il testimonio del Gigli cogli altri, conchiudiamo: che l'arco di Claudio per quell' innalzamento del terreno, per il quale tutta la città cambiò aspetto, e forse per alcuni accidenti non determinamente conosciuti, fu coperto e nascosto quasi intieramente da ruine: che quella parte che ne rimase sopra il piano della selciata moderna, verosimilmente già da per sè mezzo caduta, fu disfatta negli ultimi del 1400 o nei primi del 1560: che poi si scavò due volte, l'una sotto Pio IV, circa il 1560, l'altra ai tempi di Urbano VIII, nel 1641, e si trassero fuori marmi, iscrizioni, |

(1) Ecco perchè l'inscrizione si trova adesso nella casa Barberini. Sicuramente non vi sarà, chi dica, che quei pochi avanzi i quali allora ti trassero fuori, fossero tutta quella gran runia di marmi, sculture e colonne che vide il Gigli. Erano piuttosto la mostra del panno che il panno stesso.

S. 86
colonne e medaglie: ma che tuttavia un' altra parte resta ancora sotto la piazza di Sciarra, forse non la meno importante, e certamente degna di nuove indagini.
4. Senza dubbio il vedere anche sotto la terra, come si vede il teatro di Ercolano, le vaste dimensioni di una sì insigne fabbrica, sarebbe cosa non meno proficua che dilettevole. Ci restano in Roma tanti archi che appunto in quel genere di architettura meglio che in alcun altro si osserva il progresso e la decadenza dell'arte, e niun mezzo sarà da disprezzarsi affine di ottenere la serie più compita, la istruzione più perfetta. Ma supposto che questo non sia possibile, rimarrà sempre da bramarsi che finalmente si traggano fuori da una sepoltura sì lunga, le scolture e marmi, che già nel 1641 da un magistrato pubblico si toccarono colle mani: che si restituiscano alla luce avanzi del secolo per le arti il più illustre che ebbe giammai Roma, i quali dove stiano nascosti si conosce determinatamente.

R.

**Deutsche Übersetzung:**[70]

***Überreste des noch heute unterirdischen Claudiusbogens***

S. 81
Es wird behauptet, dass die modernen Römer über den Dächern der alten Stadt wohnen würden (1). In der Tat kann man fast sagen, dass das, was in Pompeji durch den Ausbruch des Vesuvs in wenigen Stunden stattgefunden hat, wodurch die Denkmäler der Antike von einer neuen Erdschicht bedeckt wurden, die später der alltäglichen Nutzung diente, auch in Rom im Verlauf der Jahrhunderte passierte, sowohl für die große Masse der Ruinen, die alles bedeckt hatten, als auch wegen moderner Wohnblöcke, die sich erst an die antiken Ruinen anlehnten und dann niedergerissen wurden, wodurch Trümmer auf Trümmer entstanden sind; auch aufgrund vieler anderer Ereignisse, die in einer sich stets erneuernden Stadt auf natürliche Weise stattfinden. So ergibt sich, dass die alten gepflasterten Straßen viele Spannen unter den Fundamenten der modernen Stadt bleiben; dort sind ganze Hügel entstanden, wo die Antike nichts anderes als Ebenen kannte und es wurden Ausgrabungen vorgenommen, die immer einige Neuigkeiten ans Licht brachten, obgleich sie drei Jahrhunderte andauerten. Gebe der Himmel, dass wir genauere und vollständigere Nachrichten über die vergangenen Ausgrabungen hätten! Somit würde uns vergebliche Mühe sehr oft erspart bleiben und wir würden nicht in einem Gebiet wühlen,

(1) Andreae Fulvii in antiquitates urbis ad Clementem VII praefatio: „Nec praetereundum censeo nihil pedibus calcari, quin antiquitatum vestigia offendantur. Verum ita ruinis omnia oppleta et operta, ut dificillime internoscantur, unde eleganter meo quidem judicio definisse ille visus est, qui dixit, nos hac aetate habitare in tectis.“

S.82
das sich schon mehrmals als fruchtlos erwiesen hat: stattdessen könnte man die Anstrengungen dorthin richten, wo antike Ausgrabungen, die versehentlich ausgelassen wurden, auf herausragende Ergebnisse hoffen ließen.
Ich werde nun ein sehr ungewöhnliches Beispiel solcher Informationen geben, wenn ich mich nicht irre, bezüglich des Triumphbogens des Kaisers Claudius.
Wir wissen schon, dass unter den Verzierungen der Via Flaminia, wohlbekannt für die prächtigen Triumphbogen einiger Kaiser, die uns Martial beschrieben hat, einer der wichtigsten Bogen war, der errichtet wurde, wo heute die Via del Corso und delle Muratte zum Piazza Sciarra führen. (1) Aber wir wissen ebenso oder wir glauben, es zu wissen, dass er völlig zerstört ist; denn man kennt auch die Zeit seiner Zerstörung.

[70] Dank an Cinzia Lauro, Frankfurt am Main; für weitere Hinweise danke ich Angelika Konrad-Schineller, M.A., Heidelberg. – Der Übersetzung folgt bewusst eng dem italienischen Original und ist nicht auf die deutsche Sprache hin redigiert worden.

„Zu meiner Zeit (schreibt Andrea Fulvio in den antichità di Roma (2), Anfang 1527 gedruckt) wurden zwei Bögen zerstört, einer an der Via Sciarra, auf der Straße, die zum Portikus des Antonino führt u.s.w.“: und angesichts der Genauigkeit der Ortsbeschreibung wird nicht bezweifelt, dass unser Bogen damals niedergerissen wurde.
Doch der Vermutung, dass er ganz und gar zerstört wurde, stehen unanfechtbare Schwierigkeiten entgegen. Diesbezüglich wird im selben Werk nicht nur behauptet, dass einige seiner Marmorfragmente noch übrig geblieben sind, sondern auch dreißig oder vierzig Jahre später, unter Pius IV., beträchtliche Überreste desselben Bogens ausgegraben wurden. In der folgenden Passage von Flaminio Vacca (3) lautet der Beleg „Piazza di Sciarra wurde nach dem Herrn Sciarra Colonna genannt, der an diesem Ort wohnte. Es wurden zur Zeit von Pius IV. die Fragmente des Claudiusbogens und viele Stücke von Szenen mit dem Porträt des Claudius gefunden, die von Herrn Gio: Giorgio Cesarini gekauft wurden und sich heute in seinem Garten

(1) Der sehr verehrte Herr Rechtsanwalt Fea (Rechte des Prinzipats u.s.w. Rom 1806, S. 98) glaubt in diesem und in anderen Bögen die Spuren eines großen Aquädukts wiederzufinden. Er vermutete auch „ein großer Bogen dekoriert wie eine Tür“. In diesem würde man eine Verbindung der beiden Zwecke der öffentlichen Versorgung und der triumphalen Ehren sehen; wie die Trophäen von Marius auf der ersten Wasserburg Aqua Marzia und wie der Bogen des Drusus, der einst mit Marmor und Säulen prächtig verziert war und die Caracalla-Thermen mit Wasser versorgte.
(2) Edit. rom. 1527 S. LX
(3) Memorie n. 28

S.83
in S. Pietro in Vincoli befinden. Ich kaufte den Rest dieser Fragmente, und füllte damit 136 Karren mit edlem Marmor, von denen nur der Sockel grobkörnig war, und einige Jahre später ein Stück der Vorderseite des Bogens, das durch die Römer entfernt und an den Stufen, die zum Kapitol führen, eingemauert wurde.“
Wie also wurde ein Werk vor 1527 abgerissen, von dem etwa 1560 noch Überreste in solchen Mengen entdeckt wurden? Es reicht nicht zu behaupten, es handele sich in der Zeit von Andrea Fulvio um unbedeutende Überreste. Eine weitere Ausgrabung im Jahr 1641 drang, in den Worten der Nachfolger des Pater Donati (1), mehr als 23 Spannen in die Erde. Dabei wurden noch andere Marmorfragmente, kannelierte Säulen, der Torso eines Sklaven, Medaillen, Fußböden gefunden: so sah man, dass die Erde einen großen Teil eines Bogens, der als vollständig zerstört galt, noch in sich barg.

Betrachtet man die genannten Zeugen, mit der Annahme, dass Andrea Fulvio wirklich auf den Abriss des Claudiusbogens hinwies, und in Betrachtung dessen, dass nach diesem Verfall immer wieder beträchtliche Reste in der Erde gefunden wurden, vermuten wir, dass zur Zeit von Andrea lediglich diejenigen Stellen zerstört wurden, die oberhalb der modernen Erdschichten herausragten und die Straße dadurch versperrten, und dass der Rest in den antiken und modernen Ruinen noch versteckt war. Wir fragten uns zu Recht, ob für die

erwähnten Ausgrabungen (da diese später nie mehr vorgenommen wurden) alles, was möglich ist, getan worden war und ob alles herausgeholt wurde, was wertvoll und des Tageslichts würdig wäre. Wir sind sicher, dass dieses nicht passiert ist. Im Gegenteil habe ich den Eindruck, dass ein Teil dieses Bauwerkes mit Skulpturen und Marmor immer noch begraben ist.
Obwohl sie nicht gedruckt sind, kennt man die „Memorie des Giacinto Gigli über einige Dinge, die in seiner Zeit Tag für Tag passiert sind, von 1608 bis zum Jahr 1657“ von denen eine Kopie als Manuskript

(1) Roma vetus ac recens 1725 p. 384. Auch Bonini, Autor des Il Tevere incatenato, Buch II, S. 124, erwähnt diese Ausgrabung, aber lediglich um die Erhöhung der Oberfläche zu beweisen, was an sich schon unzweifelhaft war. „In der Zeit von Urban VIII. ließ Agostini, Oberaufseher der Altertümer, im Auftrag von Kardinal Barberini die Tür des Palastes des Fürsten von Carbognano ausreißen und nachdem die Steinbrecher über 22 Spannen vorgedrungen waren, fanden sie das Straßenpflaster, nicht antik aber alt, oberhalb dessen der Claudiusbogen errichtet wurde; auch dies beweist, wie die übrigen Reste (d. h. die Inschrift und die Medaillen u.s.w., die den obenerwähnten Standort beweisen) die Erhöhung von Rom“[.]

S.84
bei uns erhalten ist. Der Abt Francesco Cancellieri, der hiervon einige Texte über das moderne Rom veröffentlicht hat, nennt sie einmal unschätzbar, einmal unvergleichbar. Tatsache ist, dass man darin Berichte findet, die sowohl seltsam als auch wahr sind. Über nichts anderes als seiner Wahrhaftigkeit rühmt sich der Autor: „Hier (sagt er) werde ich nicht aus Mangel an Erinnerung schwanken, wenn ich reden werde als jemand, der nach so vielen Jahren etwas erzählt und gleichzeitig nicht sicher ist, ob dieses wie und wann passiert ist. Denn hier werde ich es immer schriftlich haben, wahr und glaubwürdig, wie es bereits zu jeder Zeit üblich war“.
Der zeitgenössische und glaubwürdige Autor, damals Prior von Rom (1), bietet uns also eine genauere und bislang, soweit wir wissen, unbekannte Erzählung der Ausgrabungen des Jahres 1641 als andere Autoren. Aus dieser Erzählung scheint zweifellos hervorzugehen, dass sich bemerkenswerte Überreste unseres Bogens noch unter der Piazza Sciarra befinden.
„Endlich (schreibt Giacinto im Dezember 1641[71]) werde ich bezeugen, wie die Überreste des Triumphbogens des Kaisers Claudius entdeckt wurden, die sich in der Piazza di Sciarra auf der Via del Corso befinden, einerseits vor dem Palast des Fürsten von Carbognano und auf der anderen Seite gegenüber des neuen Gebäudes, S. Giacomo degli incurabili. Der bereits erwähnte Fürst ließ die Tür seines Palastes ausreißen und fand ein großes Stück Marmor mit einem Teil der Inschrift des besagten Bogens, und Herr Kardinal Barberino (2) beauftragte die Kuratoren, die Inschrift auf den Capitolhügel zu bringen und die weiteren Reste zu suchen. Somit wurden die Ausgrabungen in Auftrag gegeben und am 12. November wurden in der Mitte der Straße zahlreiche Überreste aus Marmor, Skulpturen, kannelierte Säulen aus

[71] Vgl. Giacinto Gigli, Diario di Roma, hrsg. v. Manlio Barberito, 2 Bde., Rom 1994, Bd. 1, S. 346.

verschiedenen Gelbtönen gefunden, die über mehreren Ruten vergraben waren, und es wurde eine Ausgrabung auf der Seite des obengenannten Palastes vorgenommen, um die Reste herauszuholen.
Ich, Giacinto, war damals Prior von Rom, stieg mit den Kuratoren herab in die ausgegrabene Höhle und mit Hilfe eines Kerzenlichtes sah und berührte ich den Marmor und die Skulpturen und nahm einen kleinen Teil dieser gelben Säule mit. Später hat

(1) Das heißt Prior von Caporioni.
(2) Sicherlich durch die Anstiftung von Leonardo Agostini, wie man in Bonini lesen kann, und vom Nachfolger des Donati.

S. 85
der Papst zu verstehen geben, dass er die Überreste haben wollte (1) und der Mons.[ignore] Schatzmeister übernahm die Kosten der Ausgrabung. Kurz danach verschlechterte sich das Wetter, es fing an, heftig zu regnen und infolgedessen wurde die Baugrube verschüttet und alles wurde mit Erde bedeckt und die ganze Ruine blieb so, wie sie vorher war."
Zu einer so klaren Erzählung, deren Wichtigkeit kein Leser bestreiten würde, möchten wir nur ein paar Gedanken hinfügen.
1. Es überrascht uns nicht, dass weder Papst Urban VIII., auch wenn er, wie wir wissen, ein großer Kenner von Poesie und Kunst war, noch der Kardinal Barberini, der in seinem Palast zahlreiche Antiquitäten sammelte, die Ausgrabungen weiterführen ließ. In den ersten Tagen des folgenden Jahres, am 13. Januar, wurde der Herzog von Parma exkommuniziert. Es folgte ein Krieg, der die Stadt mit Unzufriedenheit und Angst erfüllte, der Verwirrung stiftete und durch den nicht nur die Staatsgrenze, sondern auch die Stadt selbst mit Truppen besetzt wurde. Unter solchen Umständen konnte keine Ausgrabung weitergeführt werden. Nachdem der Frieden geschlossen wurde, starb Papst Urban und die gesamten Veränderungen, die von seinem Nachfolger eingeführt wurden, ließen diese Unternehmung in Vergessenheit geraten.
2. Es ist wohl wahr, dass es zwischen dem Nachfolger von [Pater] Donati und Giacinto Gigli einige Unterschiede gab. Der erste ist aber wenig bekannt und man weiß nicht, woher er seine Informationen bekam. Im Gegensatz dazu, stieg Giacinto selbst hinunter und sah bei Kerzenlicht die Grotte und daher gebietet es die Vernunft, dass man in Zweifelsfällen, von denen es nur wenige gibt, ihm anstatt den anderen Glaubwürdigkeit schenkt.
3. Wenn wir das Zeugnis von Gigli mit denen der anderen kombinieren, können wir folgern: dass der Claudiusbogen wegen der Erhöhung des Bodens, durch die die ganze Stadt ihr Aussehen veränderte, und vielleicht wegen einiger Ereignisse, die wir nicht genau kennen, mit Trümmern fast völlig bedeckt und versteckt wurde: dass der Teil des Bogens, der über dem modernen, gepflasterten Boden blieb und wahrscheinlich schon zur Hälfte von alleine eingestürzt ist, in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts oder Anfang des 15. Jahrhunderts zerstört wurde: dass dann noch zwei Ausgrabungen vorgenommen wurden, das eine Mal unter Pius IV. um 1560 und das andere Mal in der Zeit Urban VIII. im Jahre 1641. Es wurden dabei Marmorfragmente, Inschriften,

(1) Also, darum befindet sich die Inschrift jetzt im Hause Barberini. Sicherlich wird es nicht sein, wie man sagt, dass es sich bei den wenigen Überresten, die man nun draußen findet, um jene große Ruine aus Marmor, die Skulpturen und Säulen handelt, die Gigli gesehen hat. Es war vielmehr die Zurschaustellung des Tuches als das Tuch [Stoff?] selbst.

S.86

Säulen und Medaillen ans Licht gebracht: ein Teil des Bogens bleibt aber weiterhin unter der Piazza Sciarra, vielleicht auch ein wichtiges und gewiss ein so wertvolles Teil, dass es eine weitere Untersuchung verdient.

4. Ohne Zweifel wäre es sowohl gewinnbringend als auch erfreulich, dieses herausragende Bauwerk selbst unter der Erde zu sehen, wie wir das Theater von Herculaneum sehen. Es gibt viele Bögen in Rom, an denen man in dieser Bauweise der Architektur besser als in allen anderen den Fortschritt und den Verfall der Kunst sieht, und wir werden kein Mittel auslassen, um die vollständigste Anzahl von Bögen sowie die vollkommensten Kenntnisse darüber zu erlangen. Angenommen, es sei dies nicht möglich, dann ist es immer noch wünschenswert, dass die Skulpturen und die Marmorfragmente, die von einem öffentlichen Amtsträger schon im Jahr 1641 mit den Händen berührt wurden, und die schon so lange begraben sind, endlich ausgegraben werden: dass Überreste, die von dem für die Kunst der Stadt Rom bedeutendsten Jahrhundert, wieder ans Licht zurückgebracht werden, von denen man sehr genau weiß, wo sie versteckt sind.

R.

*© Oliver Ramonat, 2011.*